State Hist Society 11581

Nebraska Staats-Anzeiger.

Lincoln, Neb., Donnerstag, 2. August 1894. (Unabhängiges Organ für den Staat Nebraska.) Jahrgang 15. No. 11.

Politische Wochen-Rundschau.

Berlin Ungeheure Aufregung herrscht hier. Wie auf Windesflügeln durcheilte das Gerücht die Stadt, daß „Unter den Linden" eine Bomben-Explosion stattgefunden hätte, und die wildesten Versionen fanden Verbreitung und Glauben. Massenweise strömte aus allen Theilen der Stadt die Bevölkerung den Linden zu, so daß Schutzmannschaft aufgeboten werden mußte, um die Gefahr einer völligen Verkehrsstockung zu beseitigen. Nachforschungen, welche sofort angestellt wurden, ergaben, daß kurz nach neun Uhr Abends am Brandenburger Thor plötzlich ein scharfer Knall vernommen wurde; in demselben Augenblicke wurde ein lauter Schrei gehört, und die Passanten sahen, wie ein Mann zu Boden stürzte, während ein zweiter eilends davon lief. Der Verwundete, sowie der Flüchtling wurden verhaftet, und es heißt, daß sie bei der Explosion ihre Hand im Spiele gehabt hätten. Es ist äußerst schwierig, Details über das Vorkommniß in Erfahrung zu bringen; die Polizei bewahrt vollständiges Stillschweigen. Wie verlautet hat Jemand zufällig einen Explosivkörper fallen gelassen.

San Francisco. In einer im hiesigen japanischen Konsulat abgehaltenen Versammlung beschlossen die Vertreter der hier wohnenden japanischen Kaufleute sofort eine Summe von $10,000 zusammenzubringen und dieselbe der Regierung ihres Heimathlandes als Kriegsbeisteuer zum Kampfe mit China zur Verfügung zu stellen. [illegible] Ferner wollen sie ein mit amerikanischen Schnellfeuergewehren bewaffnetes 4000 Mann starkes Freiwilligenkorps ausrüsten, das, wenn es zum Krieg zwischen Japan und China kommt, mittelst Schnelldampfer nach Japan, bezw. Korea gebracht werden soll.

London. Die Lloyd'sche Agentur hat eine Depesche von Shanghai erhalten, wonach der Krieg zwischen Japan und China erklärt worden ist.

St. Petersburg. Privatbriefe aus Sibirien enthalten die Mittheilung von dem in Barnaul erfolgten plötzlichen Tode des bekannten russischen Schriftstellers L. M. Yadrinsef, welcher mehrere Jahre lang Eigenthümer und Herausgeber der „Oestlichen Review" war, und für einen der besten Kenner der Geschichte, der Archäologie und Anthropologie des asiatischen Rußland galt.

Chicago. Die Pullman'schen „Streik-Complikationen" drohen schlimmer zu werden. Die meisten der ursprünglichen Streiker halten an ihrem Streik fest, die A. R. U.-Leute behaupten ebenfalls, daß sie mit ihrem Streik noch immer nicht zu Ende sind, und jetzt scheint es fast, als ob auch die Milizsoldaten, welche seit länger als drei Wochen in Pullman stationirt waren, streiken wollen. „Süß und ehrenvoll ist's für das Vaterland zu sterben!" Durch diesen alten Spruch und ein wenig Eitelkeit geleitet, sich seinem „Girl" gelegentlich in der Uniform präsentiren zu können, sind die meisten jener Leute der Miliz beigetreten. Aus dem „Sterben" ist vorläufig nichts geworden, denn die Gebäude in Pullman, die sie zu bewachen hatten, ließen sich in ihrem „gesetzten Dasein" durch nichts aus der Fassung bringen, und die Streiker verhielten sich — sehr gegen den Wunsch der Pullman Co. — durchaus friedlich.

Nun droht aber den Milizsoldaten eine andere Gefahr. Sie sind zumeist Angestellte und auf ihren Gehalt angewiesen, viele von ihnen sind verheirathet und haben für Frau und Kinder zu sorgen. Viele ihrer Arbeitgeber haben nun erklärt und sowohl dem Col. Turner, dem Commandeur der Miliz, als auch dem Bürgermeister Hopkins, die Mittheilung gemacht, daß sie die Plätze der Milizsoldaten anderweitig besetzen müssen, wenn sich dieselben nicht bald wieder zur Arbeit melden. Verlust ihrer Stellungen würde für viele der Soldaten dauernde Arbeitslosigkeit und damit Noth und Entbehrung für sich und ihre Angehörigen bedeuten, und sobald es soweit kommt, hört die „Süßigkeit des Vaterlandsdienstes" auf. Die Offiziere versprechen den Leuten zwar, daß kein Arbeitgeber es wagen würde, sie wegen ihres Fernbleibens im Dienst des Staates zu entlassen, aber die meisten Mitglieder der Miliz wissen, daß ihre Arbeitgeber nicht gern geschäftliche Verluste ertragen, nur weil ihre Angestellten in dem Disput zwischen Pullman und seinen Leuten das „ordnungsgesetzliche Gleichgewicht" bewahren müssen. Von dem 1. Regiment allein sollen mehr als 100 Mann von ihren Arbeitgebern die Mittheilung erhalten haben, daß ihre Dienste nicht mehr gewünscht werden, wenn sie nicht bald zur Arbeit antreten. Die Löhnung der Milizsoldaten beträgt $2 den Tag. Es ist das in vielen Fällen weniger, als sie im Privatleben zu verdienen pflegten. Wer trägt nun den Verlust? Nur wenige Firmen wie z. B. Marshall Field & Co. und John V. Farwell & Co. führen die Namen ihrer Angestellten, welche als Milizen Dienst thun, auf den wöchentlichen Gehaltslisten weiter; bei den meisten von ihnen hörte das Gehalt auf, sobald sie ihre Plätze verließen.

— Ein werthvolles Pferd, welches dem Frank Benser von Plattsmouth gehört, stürzte sich auf einen Drahtzaun und wurde so schwer verletzt, daß das Thier nicht mehr zu Wettrennen verwendet werden kann.

— In McCool Junction traf unlängst ein Mann ein, der einen gewaltigen Rausch hatte. Derselbe trug eine bedeutende Summe Geldes in den Taschen und weiß das inzwischen nüchtern gewordene Menschenkind nicht, woher er gekommen noch wohin er sich begeben will.

W. C. Schultz, ein reicher Farmer von Pawnee County, stand mit seinem Nachbar J. Abbott auf gespanntem Fuße, weil die Schweine des Letzteren häufig Schultz's Felder passirten. Schultz war schließlich der Geduldsfaden zerrissen und machte er sich in Begleitung seines Sohnes Karl, mit einer Doppelflinte bewaffnet, auf die Socken, um Abbott's Schweinen das Lebenslicht auszublasen. Sobald die Leute sich dem Besitzthum näherten, stellte sich auch Abbott ein, um seine Scholle gegen die Eindringlinge zu vertheidigen. Der junge Schultz trug das Gewehr und rief der alte Schultz, als er Abbott erblickte: „Schieße ihn nieder," welchen Befehl der Sohn auch sofort ausführte. — Abbott wurde schwer an der linken Seite verwundet und nach Tecumseh befördert, während Sheriff Sloane von Pawnee City von dem Verbrechen Mittheilung gemacht wurde. — Der Sheriff begab sich sofort in Begleitung eines halben Dutzend Deputies nach der Schultz'schen Wohnung, um den Verbrecher zu verhaften. Die Söhne des p. Schultz widersetzten sich der Verhaftung, besonders zeichnete sich der alte Sünder, der seinen Sohn angefeuert hatte, auf den Abbott zu schießen, durch Halsstarrigkeit aus. Inzwischen war es den Schultz während der Abwesenheit der Beamten gelungen, zu entkommen. Sie trafen später an einem Kreuzwege mit den Deputies Cliff Taylor, Jack Cassford und H. Runyon zusammen, suchten aber nunmehr ihr Heil in der Flucht. Als die Deputies nicht weiter zu laufen im Stande waren, forderten sie die Fliehenden auf, zu halten. Die Flüchtlinge gaben der Aufforderung keine Folge, worauf die Deputies auf dieselben feuerten. Dem alten Schultz, dem Hauptkrakehler, wurden Rücken und Kopf von einer Kugel durchbohrt. Der Sohn Karl erhielt einen Schuß in die Schulter, um dann in dem Gehölz zu verschwinden, während Frank Schultz gefangen und nach Tecumseh abgeführt wurde. Der alte Schultz wurde nach Steinauer gebracht, wo er am Montag Abend gegen 11 Uhr seinen Geist aufgab. — Abbott liegt in Steinauer so schwer krank darnieder, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird. Es werden gegenwärtig Recherchen nach dem Verbleib des Karl Schultz angestellt und werden dieselben wahrscheinlich den gewünschten Erfolg haben. Der alte Stänker Schultz ist nunmehr dauernd unschädlich gemacht worden und hoffen wir, daß der verwegene Sohn Karl der verdienten Strafe entgegensehen werde. — Wenn man die vielen Verbrechen Revüe passiren läßt, dann wird man unwillkürlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Verrohung des Volkes wahrlich riesige Fortschritte macht. Wie könnte es auch Anders in einem Lande sein, das Männer wie James Corbett und John L. Sullivan als Nationalhelden verehrt. — Fast jeder halbwüchsige Bursche hat seinen Revolver in der Tasche, statt in die Schule zu gehen, um ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Wer in unserer Stadt die Alleys einer Musterung unterzieht, wird am hellen Tage solche Bürschchen, die noch nicht trocken hinter den Ohren sind, entdecken, die mit allerhand Unfug die Zeit todtschlagen. Unser Reformbürgermeister Weir, der die Lincolner so gerne zu Tugendhelden stempeln möchte, scheint von diesem Treiben keine Ahnung zu haben, wenigstens hat die hochlöbliche Polizei bis heute keine Miene gemacht, diese Uebelstände zu beseitigen. Herr Weir mag ja persönlich ein ehrenhafter und liebenswürdiger Mann sein, was aber durchaus nicht ausschließt, daß seine bisherigen Anordnungen für die Stadt und ihre Bürger, die wahrlich jeden Cent sehr gut gebrauchen können, sich finanziell sehr verhängnißvoll erwiesen haben. — Wer ein Glas Bier öffentlich trinkt, wird von vielen geistig beschränkten Leuten über die Achsel angesehen, als ob er wirklich ein Verbrechen begangen hätte, während dieselben Duckmäuser hinter verschlossenen Thüren wie die Bürstenbinder saufen. — Statt der Heuchelei Vorschub zu leisten, sollte unsere Polizei resp. Herr Weir sich dort nützlich machen, wo das Allgemeinwohl ein energisches Eingreifen der Polizei erheischt. Statt geriebenen Gaunern und Gesindel, welche die öffentliche Sicherheit gefährden, den Standpunkt klar zu machen, verfolgen Herr Weir's Organe die Schürzen zweifelhaften Charakters, indem sie die Dirnen aus ihren Quartieren aufstöbern, um auf diese Weise die ganze Stadt zu verpesten. — Als Bürgermeister eines Gemeinwesens wie Lincoln sollte sich Herr Weir als eifriger Förderer industrieller Bestrebungen die Sporen verdienen, statt die Bahnen der Reaktion zu wandeln. Daß Herr Weir dem beutegierigen Stadtrathe zuweilen die Zähne zeigt, wenn die Unverschämtheit zu weit geht, ist sehr lobenswerth und können wir auch nicht umhin, dem Bürgermeister unsere Anerkennung zu zollen, als er den Antrag, Herrn Billingsley für die Revision des Freibriefes der Stadt $1,200 zu bewilligen, mit seinem Veto belegte. — Daß die Vertreter einer Stadt, die thatsächlich keinen Heller in der Kasse hat und fast von der enormen Schuldenlast erdrückt wird, einen solch' unvernünftigen Vorschlag machen konnten, zeigt uns zur Genüge, daß die Herren so lange mit dem Gelde der Bürger wirthschaften werden, bis schließlich das Eigenthum der Steuerzahler zu Deckung der Schulden verkauft werden muß. Wie sonderbar diese Behauptung auch klingen mag, so wird der Leser, der sich in der Jugend mit Rechnen beschäftigt hat, uns beipflichten müssen. Während des nächsten Winters werden Ansprüche an die Stadt gestellt werden, welchen sie nicht im Stande sein wird, zu entsprechen. Wenn dann die Bürger noch nicht die Courage besitzen, dem politischen Gesindel das Handwerk zu legen, dann verdienen die Steuerzahler überhaupt keine Berücksichtigung mehr. Ob die Geduld wohl so lange währen wird?

Witzspiel der Neger.

Die Neger am Senegal, erzählt der französische Gouverneur Baron Roger, haben eine Art von Gesellschaftsspiel, bei welchem man sich Fragen aufgibt wie etwa die folgenden, und deren Beantwortung einen nicht unbedeutenden Witz voraussetzt. So lautet eine Frage: „Wer erblickt zuerst den Fremden und gibt ihm nichts zu essen?" Antwort: „Das Dach der Hütte." (Diese Frage mit ihrer Antwort ist, nebenbei bemerkt, recht charakteristisch für die Gastfreundlichkeit der dortigen Neger.) Eine weitere Frage lautet: „Welches ist das Silber der Wälder?" Antwort: „Der Gummi." Eine andere Frage: „Wie heißt das Ding, das athmet und nichts sieht?" Die Antwort lautet: „Der Blasebalg." Frage: „Was hohlt sich ein Loch wie ein Nest und legt doch keine Eier?" Antwort: „Der Stößel in einem Mörser." (Die Neger bedienen sich zum Zerkleinern des Getreides häufig eines Mörsers.) Frage: „Was hat einen Schwanz und rührt ihn nie?" Antwort: „Der Löffel!" Frage: „Was ist sehr lang in der Sonne und hat doch keinen Schatten?" Antwort: „Der Weg!" Frage: „Welches sind die Kameraden, die sich den ganzen Tag schlagen und sich doch kein Leid anthun?" Antwort: „Die Zunge und die Zähne." Frage: „Wer hat zerzauste Haare und bittet Gott, daß er ihn frisirt?" Antwort: „Der Runar." So nennt man dort eine am Senegal häufig vorkommende Palmenart, bei der die an der Spitze des 60 bis 80 Fuß hohen Stammes befindlichen Blätter aussehen wie wirr vom Menschenkopfe herabhängendes Haupthaar.

„Wir essen Alle zu viel!" ruft ein französischer Arzt in einer hygieinischen Plauderei aus und setzt dann hinzu: Nehmt Euch ein Beispiel an den Trappisten! Die Trappisten nehmen vom 14. September bis zum ersten Samstag in der Fastenzeit innerhalb 24 Stunden nur ein einziges Mahl ein. Diese Mahlzeit ist festgesetzt auf halb 3 Uhr Nachmittags, 12 Stunden nach dem Aufstehen (sie stehen um halb 3 Uhr Früh auf). Diese 12 Stunden sind ausgefüllt mit Gebet und Handarbeiten. Die Trappisten befinden sich dabei, so behauptet der Arzt, wunderbar wohl, Verdauungsstörungen und gesundheitliche Beschwerden überhaupt sind sehr selten unter ihnen. Die Nahrung der Trappisten besteht aus Brod, Kartoffeln, einer Suppe ohne Fett, einer Schüssel Wurzeln oder in Wasser gekochtem Gemüse. Fleische, Fische, Butter und Eier sind den Gesunden untersagt; Oel darf nur für Salat verwendet werden. Das gewöhnliche Getränk besteht in einem halben Liter Aepfelwein. Der Nachtisch besteht aus rohen oder gekochten Früchten. Und gerade diese Lebensart ist weit davon entfernt, das menschliche Leben abzukürzen, sie trägt vielmehr zur Gesundheit und zum langen Leben bei, besonders wenn man die thätige Lebensweise und die gesunde Luft hinzurechnet, in welcher diese Ordensleute leben. Das Podagra ist im Trappistenkloster unbekannt; in 28 Jahren hat der Hausarzt des Trappistenklosters keinen Schlagfluß konstatiren können, ebenso keine Wassersucht, keinen Krampf, kein Steinleiden und keine Krebskrankheit. Ja, selbst die schrecklichsten Epidemien, wenn sie auch das ganze Land verwüsteten, traten nicht über die Thürschwellle des Klosters. Die Trappisten erzählen, daß sehr häufig schwächliche und kränkliche Personen, die in ihren Orden getreten, starke und gesunde Ordensbrüder wurden. Dagegen wird jeder erfahrene Arzt bestätigen, daß ein großer Theil der Krankheiten vom Gegentheil des Fastens herkommt. Der berühmte Kanzelredner Bourdaloue erfreute sich bis in sein höchstes Alter einer vortrefflichen Gesundheit. Der Arzt fragte ihn, welche Lebensweise er führe. „Ich nehme täglich blos einmal Nahrung," war die Antwort. — „Sagen Sie das keinem Menschen," entgegnete ihm scherzend der Arzt, „sonst hat unsereins nichts mehr zu verdienen."

Eine liebliche Statistik. In den von Basedow herausgegebenen „Pädagogischen Unterhaltungen" findet sich folgende Notiz, die auch heute noch Interesse erregen dürfte: „Um diese Zeit starb Häuberle, Collega jubilæus zu . . . ., einem Städtlein in Schwaben. Während der 51 Jahre 7 Monate seiner Amtsführung hat er, nach einer mäßigen Berechnung, ausgetheilt: 911,527 Stockschläge, 124,010 Ruthenhiebe, 20,909 ‚Pfötchen' und Klapse mit dem Lineal, 136,715 Handschmisse, 10,235 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen, 1,115,800 Kopfnüsse und endlich 22,763 ‚Notabenes' mit Bibel, Katechismus, Gesangbuch und Grammatik; 777 Mal hat er Knaben auf Erbsen knien lassen und 613 auf ein dreieckig Holz; 5001 mußten ‚Esel' tragen und 1707 die Ruthe hoch halten, einiger nicht so gewöhnlichen Strafen, die er zuweilen im Falle der Noth aus dem Stegreif erfand, zu geschweigen. Unter den Stockschlägen sind ungefähr 800,00 für mangelhaft gelernte lateinische Vokabeln und unter den Ruthenhieben 76,000 für biblische Sprüche und Verse. Schimpfwörter hatte er etwas über 200, davon ihm sein Vaterland ungefähr zwei Drittel geliefert hatte, ein Drittel aber von eigener Erfindung war."

Aus dem „Arizona Kicker."

Wir werden warten. Kürzlich hatten wir nach Chicago um Uebersendung von einem Paar rothbrauner Schuhe Nr. 9 geschrieben. Wir empfingen die Schuhe durch die Post. An einem Nachmittage zogen wir sie an, gingen damit die ganze Apache-Avenue entlang und kamen lebend nach der „Kicker"-Office zurück. Die Schuhe waren die ersten ihrer Art, welche jemals in diesem County gesehen wurden. Wenn beim Erblicken derselben die meisten hiesigen Einwohner nicht förmlich starr vor Erstaunen gewesen wären, hätte man uns die Schuhe von den Füßen geschossen, noch ehe wir einen Block weit gekommen wären. Wir wickelten die Schuhe in wohlriechendes Seidenpapier und hatten die Absicht, dieselben diesen Sommer jeden Tag zu tragen und auch andere Einwohner zu veranlassen, sich solche Schuhe anzuschaffen. Letzte Woche, am Dienstag Vormittag, machte uns nun eine Delegation von 28 Bürgern dieser Stadt ihre Aufwartung. Sie kamen im Gänsemarsch und wir standen zum Empfange der Delegation auf der Treppe. Die Delegation wurde von dem alten Joe Henderson geführt, welcher seit elf Monaten seine Schuhe nicht von den Füßen gebracht hat. Der ernste Ausdruck, den das Gesicht eines jeden Delegaten zeigte, ließ uns vermuthen, daß die Leute in irgend einer geschäftlichen Angelegenheit kamen. Als die Delegaten Halt machten, hielt Joe eine Ansprache an uns, welche nicht gerade von großer oratorischer Bedeutung war, jedoch einen Erfolg insofern hatte, als während der Rede ein Knopf von unserer Weste fortplatzte. Joe begann seine Ansprache an uns mit der Frage, ob es unsere Absicht sei, diesen fruchtbaren Theil unseres glorreichen Territoriums in eine Ruine zu verwandeln. Das Ende der Rede bildete ein Wink mit dem Zaunpfahle. Joe sagte nämlich, daß irgend ein Individuum, welches in diesem Sommer etwas Gelbes an seinen Füßen trage, nicht einmal im Luftballon entkommen würde. Wenn Joe hierbei auch nicht gerade unseren Namen nannte, so nahm es uns doch keine halbe Stunde, zu durchschauen, auf wen Joe zielte. Als er seine Rede beendigt hatte, schien es uns in der Ordnung, Etwas zu erwidern. Wir wiederholten unsere Ausführungen über den Ruhm Arizonas. Wir erklärten, daß es für unser Territorium Zeit sei, den ihm gebührenden Platz in der Schwesternschaft der Unionsstaaten einzunehmen. Wir kündigten unsere Bereitwilligkeit an, uns jedem Opfer zu unterziehen, das für die Wohlfahrt dieser Gemeinde nothwendig werde. Wenn wir mit unseren rothbraunen Schuhen zehn Jahre zu früh gekommen seien und wenn wir die Zukunft in die Gegenwart zu versetzen gesucht hätten, so sei dies lediglich ein Irrthum des Kopfes, aber nicht des Herzens gewesen. Wir würden aber fernerhin auf alle Fälle vorsichtiger sein.

Unsere Bemerkungen wurden mit Beifall aufgenommen, und die Delegaten zerstreuten sich. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß jeder Mann, welcher im Rufe eines sicheren Schützen steht, in diesem Town Eiscream, Rootbeer und Metalldrähte zum Wäscheaufhängen einführen könnte. Eine Reaktion würde aber nichtsdestoweniger sicher erfolgen und den gemachten Fortschritt im Nu hinwegwaschen. Deswegen werden wir warten. Es ist nicht angebracht, eine westliche Gemeinde zu drängen. Wenn dies je versucht wurde, so erhob sich allemal die ganze Bevölkerung und Aufruhr und Blutvergießen waren die Folge. Wir hatten nach Denver um einen Maschinenschreiber und eine Grasmähmaschine geschrieben, in der Meinung, die Zeit für derartige Neuerungen sei hier allmälig herangekommen. Nachdem die Delegation uns indeß verlassen hatte, bestellten wir Typewriter und Mähmaschine sofort telegraphisch ab. Wenn der Buhm der Civilisationswogen erst deutlich genug zu Jedermanns Ohr dringt, dann werden wir unsere modischen Strümpfe, unsere Manschettenknöpfe und unsere pflaumenfarbigen Glacehandschuhe hervorbringen und die Führung übernehmen. Bis dahin aber werden Besucher uns nur antreffen, angethan mit einem blauen Wollhemde und barfuß in unseren Rindslederschuhen.

Eine Puppe hat einem Blatt einen spaßhaften Streich gespielt. Vor Kurzem wußte in vollem Ernst das „Echo de Paris" zu melden, daß am 1. März d. J. ein berittener deutscher Ulan in voller Uniform mit Lanze in Chalons-sur-Marne sich nach der Kaserne des 1. Chasseur-Regiments begeben habe, um sich für die Fremdenlegion anwerben zu lassen. Das Blatt behauptete, der Ulan hätte in zwei Tagen 60 Meilen auf französischem Gebiet zurückgelegt, ohne angehalten zu werden, und führte Klage über die Unzulänglichkeit des französischen Gendarmeriedienstes in den Grenzdepartements. Die Thatsache, die dieser wunderbaren Meldung zu Grunde liegt, ist, daß auf dem Kasernenhofe zu Chalon-sur-Marne eine mit der deutschen Ulanenuniform bekleidete Puppe aufgestellt worden ist, die dazu dienen soll, die Rekruten mit dem Aussehen der noch von 1870 her gefürchteten Reiter vertraut zu machen.

Die große egyptische Pyramide enthält nicht weniger als 89,028,000 Kubikfuß Stein.

Elektrisches Fischen.

Daß der Fürst von Monaco der Erfinder einer höchst sinnreichen Fischfangvorrichtung ist, dürfte vielen Lesern ebenso neu als interessant sein. Der Fürst ist ein begeisterter Anhänger der Wissenschaft und nahm vor etwa vier Jahren Tiefmessungen im Mittelländischen Meere vor. Hierbei bemerkte er, daß die Bewegungen des Weißglühlichtes stets die Fische in der Umgebung anlockten. Der Fürst entwarf daraufhin die Zeichnung für eine Fischfangvorrichtung, welche mit elektrischen Lichtern ausgestattet war, und er konnte nun erleben, daß an die ausgeworfenen Angeln Fische gingen, die der Wissenschaft bislang noch ganz unbekannt waren. Dieser Apparat wird jetzt auch anderwärts hergestellt und ist zu dem mäßigen Preise von $5 erhältlich. Nach der Ansicht eines Sportsmannes würde diese Vorrichtung hauptsächlich im Winter, wenn sich Eis in den Gewässern befindet, mit Vortheil zu verwenden sein. Auf alle Fälle bildet die unter Wasser befindliche elektrische Kugel den gefährlichsten und wirksamsten Köder, dessen sich Fischer in ihrem Gewerbe jemals bedienten. Besagte Fischfangvorrichtung wird insbesondere auch für die Nachtfischerei eingerichtet. Eine solche Vorrichtung besteht aus einer kleinen Weißglühlampe mit einer Lichtstärke von ungefähr drei Normalkerzen. Die Lampe befindet sich in einer ein Quart haltenden Flasche und ist derart mit feinem Draht befestigt, daß sie nicht erschüttert werden kann. Durch den Kork der Flasche gehen zwei elektrische Drähte, welche mit einem leichten braunen Isolator umwunden sind und den elektrischen Strom nach der Flasche leiten. Die Länge der Drähte kann durch ein Brett regulirt werden, das auf der Oberfläche des Wassers schwimmt. Das Gewicht der Flasche ist derart bemessen, daß sie im Augenblick so tief sinkt, als man es wünscht. Von dem Brette laufen die beiden Drähte nach einem Boote, wo in einem Kasten eine elektrische Batterie angebracht ist. Sobald man die Batterie in Thätigkeit setzt, erfüllt die Tiefe des Wassers ein Licht, das jeden Gegenstand in dem Wasser deutlich erkennen läßt und die Fische in Massen an die eingesenkten Angeln lockt. So außerordentlich anziehend und unterhaltend diese neue Art des Fischfangs ist, so steht doch das eine zu befürchten, daß bei einer allgemeinen Anwendung dieser Fischfangmethode manche Fischarten dasselbe Schicksal erleben, welches seiner Zeit den Büffeln in Folge des Gebrauches der Repetirfeuerwaffen beschieden war.

Ein schnurriges Experiment hat—so schreibt allen Ernstes das „Berl. Int.-Bl."—der in der Brunnenstraße wohnhafte Bäckermeister M. gemacht, welcher einen äußerst gelehrigen Pudel besitzt. Dieser hielt sich vorläufig bei einem Verwandten des Bäckermeisters, der in der Danzigerstraße wohnt, auf; wenn beim Bäckermeister „Phlox" vermißt wurde, konnte man sicher sein, daß er einen Ausflug nach der Danzigerstraße gemacht hatte. M. hatte nun den Pudel zu einem Spaziergange nach Pankow mitgenommen. Als er auf dem Heimwege in die Nähe der Danzigerstraße kam, war „Phlox" verschwunden. Von seinen Kindern darauf aufmerksam gemacht, daß der Pudel möglicherweise zum Onkel in der Danzigerstraße gelaufen sein könne, begab sich M. an's Telephon und fragte seinen Verwandten, ob sein Hund sich dort eingefunden hätte. Auf die bejahende Antwort bat er, den Hund aus dem Hause zu jagen. Es verging geraume Zeit, aber „Phlox" kam nicht. Dagegen wurde M. die Mittheilung gemacht, daß „Phlox" heute außerordentlich widerspenstig sei und alle Bemühungen, ihn nach Hause zu schaffen, mit einer bewundernswerthen Schlauheit zu vereiteln wisse. M. mußte sich wohl oder übel entschließen, noch einmal in die Stiefel zu fahren, um den Hund zu holen. Nicht wenig darüber erbost, sann er nach, wie er sich dieser Unbequemlichkeit entziehen könne. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Mit schnellen Schritten war er wieder am Telephon, verständigte seinen Verwandten darüber, „Phlox" das — eine Hörrohr an ein Ohr zu setzen, und ließ nun den gellenden, dem pflichtvergessenen Hund nur zu gut bekannten Hundepfiff ertönen. Sogleich sauste „Phlox" zur Stube hinaus und rannte in gestrecktem Laufe der Heimath zu, wo er zehn Minuten nach Ertönen des Pfiffes anlangte. In Anbetracht dieses Erfolges ließ M. den Stock noch einmal ruhen.

Ein strenger Sittenrichter ist der Wali von Angora. Mit todtlicher Feindschaft verfolgt er Alles, was irgendwie gegen Anstand und Moral verstößt. Jetzt hat der Edle entdeckt, daß schon zu lange unsittliches Cigarrettenpapier, nämlich Cigarrettenpapier in Umhüllungen mit skandalösen Bilderchen, aus dem sittenlosen Frankreich nach dem frommen Orient gebracht wird. Endlich hat er sich denn aufgerafft zu einem strengen Verbot der Einfuhr und des Verkaufs solchen Cigarrettenpapiers in seinem Gebiet, im Wilajet von Angora; und der gute moralische Wali ist der Schrecken aller Cigarrettenhändler von Angora. Vermummt und unerkannt schleicht er sich oft bei ihnen ein und verlangt mit dem lüsternsten Gesicht von der Welt Cigarrettenpapier mit skandalösen Bildern. Wehe dem, der auf den Leim geht!

Die Rolle der Mikroben im Menschenleben,

ein bei der heutigen Bacillenfurcht recht zeitgemäßes Thema, besprach Dr. Capitan in der feierlichen Sitzung zu Ehren von Broca der Pariser anthropologischen Gesellschaft vor einiger Zeit. Nach einem eingeführten Ausspruch des gefeierten Meisters ist unsere Erde „nicht ausdehnungsfähig" und der Stoff beschränkt. Es ist daher, wie der Redner seiner aus beiden Geschlechtern gemischten Zuhörerschaft auseinandersetzte, von großer Wichtigkeit, daß abgestorbene Körper möglichst rasch in ihre Bestandtheile zerfallen, damit wieder Stoff für neu erblühendes Leben entsteht. Ohne Mithilfe der kleinsten, einzelligen Pflanzen wäre dies nicht möglich, der organisirte Stoff würde nutzlos in unlöslichen Verbindungen aufgespeichert bleiben. Außer Luft und Wasser braucht der Mensch zur Erhaltung des Lebens auch feste Nahrungsmittel, bei deren Verdauung die in unzähligen Mengen im Darmschlauch lebenden Mikroben unentbehrlich sind. Aber auch die Zubereitung der wichtigsten Speisen und Getränke brächte der Mensch ohne Beihilfe dieser kleinsten Lebewesen nicht zu Stande; ohne Hefe und Sauerteig, d. h. ohne lebendige Gährungserreger, gäbe es keinen Wein, kein Bier, keinen Essig, kein Brod, keinen Käse und dergleichen. Auch unter dem Boden arbeiten diese kleinen Wichte für uns, indem sie die Spaltung der mineralischen Bestandtheile verursachen und dadurch das Wachsthum der Pflanzen befördern; die Pflanzenwelt aber bildet die Voraussetzung für Alles thierische Leben auf unserem Erdball. Auf der anderen Seite bilden aber die mit unglaublicher Geschwindigkeit sich vermehrenden und überall in Luft, Wasser, Boden sich findenden Bakterien auch eine Gefahr für uns, indem sie als störende Schmarotzer in unsere Säfte eindringen und die gefürchteten Infektionskrankheiten, Cholera, Typhus, Diphtherie, Tuberkulose und andere hervorrufen. Zu unserem Troste mag dienen, daß unser Körper mit Schutzvorrichtungen gegen die zahllosen Heere dieser kleinsten Feinde ausgestattet ist. „Unser Leib," sagt der französische Arzt Bouchard, „ist eine Festung, die Mikroben laufen Sturm und der entsprechende Kampf ist die Krankheit." Ein völlig gesunder und unverletzter Körper ist gegen alle Bakterieneinfälle gefeit, erst wenn durch andere Ursachen „Bresche gelegt" ist, kann der Feind eindringen. „Man wird nur krank" (d. h. an einer Infektionskrankheit), hat der gleiche Arzt gesagt, „wenn man schon nicht mehr ganz wohl ist." Die Hygieine hat daher eine doppelte Aufgabe, sie muß zuerst die Gesundheit im Allgemeinen fördern und dann den Erregern der Ansteckung zu Leibe gehen.

Indem die Bakterien zumeist die Schwächlichen als Opfer fordern und die Kräftigen leben lassen, üben sie eine vortheilhafte Auslese im Gegensatze zum Kriege, der auch die blühende Kraft nicht verschont. So ist die Wirksamkeit der Bakterien eine unendlich vielfältige, bald nützliche, bald schädliche, im Ganzen aber, so schloß der Redner, darf man sagen: „Sie sind unentbehrlich für das menschliche Leben."

Ueber die Krokodile auf Ceylon schreibt man der „Köln. Volksztg." aus Colombo: Ein erwachsenes Mädchen ging, um Wasser zu holen, zum Teiche nahe der Stadt Kaludara auf Ceylon. Als es sich bückte, um die Krüge zu füllen, schoß plötzlich ein Krokodil aus dem Wasser hervor und packte das Mädchen. Auf dessen Hilferufe sprangen einige Männer herbei und hinderten das Thier, mit seinem Raub zu verschwinden; trotzdem indeß diese Männer mit Knütteln auf das Krokodil losschlugen, ließ es seine Beute nicht eher los, als bis der in der Nähe wohnende Inspektor mit einem Gewehr hinzueilte und das Thier durch einen Schuß in's Auge tödtete. Jetzt erst konnte man das Mädchen aus dem Rachen des Krokodils befreien und zum Hospital schaffen, wo es nach zwei Stunden von seinen Schmerzen durch den Tod erlöst wurde. Beide Beine, sowie der Unterleib waren von den Zähnen des Thieres zerfleischt. Das Krokodil hatte 16 Fuß Länge. Dies Unglück ereignete sich um 10 Uhr Vormittags. Die Einwohner sprachen noch davon, dem unglücklichen Mädchen eine anständige Beerdigung zu verschaffen, als (es war 3 Uhr Nachmittags) plötzlich die Nachricht verbreitet wurde, daß ein Kind von einem Krokodil in's Wasser gezogen worden sei. Leider war es so. Mehrere Kinder, welche dicht am Teiche spielten, wurden von einem Krokodil überrascht: blitzschnell hatte das Thier eines erfaßt und war damit zurück zum Wasser geeilt. Trotzdem auch jetzt Leute herbeieilten, kamen sie zu spät; sie sahen nur, wie das Thier mit seiner Beute wegschwamm. Vom Kinde konnte man nur die Händchen über dem Wasser sehen. Wohl wurde sofort ein Boot bemannt, jedoch konnte keine Hilfe mehr gewährt werden.—Früher zahlte die Regierung für jedes getödtete Krokodil eine Prämie, jetzt nicht mehr, und deshalb vermehren sich die Thiere so, daß sie eine Landplage sind. Auf der ganzen Insel gibt es keinen Fluß oder Teich, welcher frei von Krokodilen wäre.

Aerzte des Mittelalters verordneten das Tragen eines Amethysten als ein sicheres Mittel gegen Nervenkrankheiten.

Ein Gaunerstreich.

In Petersburg hatte sich vor einigen Jahren ein junger gewandter Franzose, der sich Chevalier de F. nannte, eingefunden. Sein angenehmes Aeußere, verbunden mit dem Anstrich einer feinen Erziehung und gesellschaftlichen Talenten als Musiker, Tänzer und Schauspieler, verschafften ihm bald Eintritt in vielen großen Häusern, ja sogar das Vertrauen und die Freundschaft hoher Personen. Es verschwanden aber nach und nach in den Salons, in denen er verkehrte, allerhand kostbare Gegenstände, Silbergeräth und Juwelen, und als man ihn eines Tages ertappte, wie er eben im Begriff war, von einem Spieltische eine fremde Börse in seinen Taschen verschwinden zu lassen, wurde er aus dem Hause gewiesen. Sich noch schlimmerer Dinge bewußt und sicher, daß man der Polizei Anzeige machen würde, eilte der sogenannte Herr v. F., Petersburg und wo möglich Rußland gänzlich zu verlassen. Im Innern kam er glücklich ohne Paß weiter, wohl aber war ein solcher unerläßlich, um die Grenze des Reiches zu passiren. „Diese Vorschrift ist so streng, mein Herr," sagte ihm der Gastwirth in der Grenzstadt A., bei dem er eingekehrt war, „daß unser Gouverneur Alles wieder über die polnische Grenze zurückschickt, was dieselbe unberufen und ohne Legitimation passirt hat."

„Das ist vortrefflich," dachte der Chevalier de F. und sogleich nahm er seine Maßregeln. Er begab sich zum Gouverneur, stellte sich demselben als ein Herr Baron von St.-A. aus Paris vor, dem es während seines Aufenthaltes in Ostpreußen schnell in den Sinn gekommen sei, einen ihm befreundeten polnischen Grafen, der ein Schloß jenseits der russischen Grenze bewohne, zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit sei der Wunsch in ihm rege geworden, einen kleinen Abstecher nach Petersburg zu machen, um daselbst noch etwas von den Wintervergnügungen zu genießen, hier aber mache man ihm die Weiterreise streitig. Er aber sei von der Bildung und dem richtigen Takt des Gouverneurs überzeugt, daß man ihn wegen der Vernachläßigung einer bloßen Förmlichkeit nicht um das Vergnügen einer Reise nach Petersburg bringen würde, daß er aber, im Falle man fortführe, ihm weitere Schwierigkeiten bei Fortsetzung seiner Reise zu machen, genöthigt sein würde, den Gouverneur und seine Beamten wegen eines solchen eigenmächtigen Verfahrens gleich nach seiner Ankunft in der Hauptstadt an höherer Stelle zu verklagen.

„Mein Herr," antwortete streng der Gouverneur, „hier handelt es sich weder um feine Bildung noch um den richtigen Takt, wohl aber um strenge Beobachtung meiner Vorschriften; Sie sind ohne Paß und ohne Erlaubniß über die Grenze gegangen; ganz in dieser Weise sollen Sie, dafür stehe ich Ihnen, dieselbe wieder passiren. Holen Sie sich erst in Paris die vorschriftsmäßige Legitimation, dann kehren Sie zurück und vergessen Sie nicht, mich in Petersburg zu verklagen, daß ich Sie ohne Weiteres über die Grenze zurückgeschickt habe, und, mein Herr, merken Sie sich das, ein kluger, mit seinen Amtspflichten wohlvertrauter Mann läßt sich nicht sobald von einem französischen Gelbschnabel, welchem Stande er auch immer angehöre, beschwatzen oder gar imponiren, und nun" —hier klingelte der General und vornehm lächelnd sagte er zu dem eintretenden Ordonnanzoffizier: „Diesen Herrn wird man sogleich in eine Kibitke setzen und über die Grenze bringen. Zwei Kosaken sollen ihn begleiten und jenseits des Schlagbaums seine unfreiwillige Reise zu Fuß fortsetzen lassen. —Sie aber, Herr Baron, glaube ich, würden sehr gut thun, Rußland nicht so bald wieder zu betreten."

Im Innern hocherfreut, antwortete der Reisende, der weder Baron noch Chevalier, sondern ein vagabundirender Schauspieler aus Straßburg war: „Herr General, Sie haben aus meiner Seele gesprochen, nach diesen Erlebnissen habe ich keinen Drang, nach Rußland zurückzukehren, aber Sie sind ein sehr kluger, ehrenwerther, seine Pflichten streng erfüllender Mann, ich bewahre Ihr Bild in meinem Herzen, denn Sie haben im vollsten Sinne des Wortes für mein Fortkommen gesorgt."

Und vergnügt setzte er sich in die Kibitke.

Zwei Tage später traf bei dem Gouverneur eine amtliche Mittheilung des Polizeimeisters von Petersburg ein, die wörtlich lautete: „Ein junger Franzose, der, wie es sich nun erwiesen hat, fälschlich als Edelmann auftritt und sich in Petersburg Chevalier de F., in Riga aber Baron v. St.-A. nannte, doch ursprünglich Kellner in Baden, dann Schauspieler in Straßburg gewesen ist, hat hier zahllose Diebstähle und Betrügereien begangen und ist sodann gegen die Grenze hin entflohen. Alle Gouvernements und Grenzbehörden werden aufgefordert, auf diesen gefährlichen Menschen, dessen Signalement beifolgt, ein wachsames Auge zu haben und ihn beim Erscheinen an der Grenze sogleich zu verhaften und unverzögert unter sicherer Begleitung hierher zu senden."

Nachdem der General diesen Brief gelesen hatte, rief er, mit dem rechten Fuße auf die Erde stampfend, sehr verdrießlich aus: „Zum Henker, das ist ja der Kerl, den ich selbst habe über die Grenze fahren lassen!"